

“Die Vernetzung von Wissenschaft und Praxis ist im Sport nicht gut”

Die Professoren Ansgar Thiel und Alexander Woll finden, dass der organisierte Sport die Erkenntnisse der Sportwissenschaft zu wenig nutzt

Woll, Leiter des Instituts für Sport und Sportwissenschaft am KIT Karlsruhe, sowie Thiel, Direktor des Instituts für Sportwissenschaft an der Universität Tübingen und Vorsitzender des WLSB-Wissenschaftsforums, gehören zu den renommiertesten Sportwissenschaftlern in Deutschland. Beide beklagen das schwierige Verhältnis von Theorie und Praxis im Sport. Thiel äußert aber auch Kritik an seinem Berufsstand. Aufgrund der Exzellenzorientierung der Wissenschaft würden sich Forscher mehr auf hochwertige Publikationen statt auf den Transfer ihres Wissens in die Praxis konzentrieren.

Herr Thiel, wie sehr braucht die Sportpraxis die Wissenschaft? Wie kann sie von ihr profitieren?

Thiel: Grundsätzlich gilt: Es gibt keine Praxis ohne Theorie, nicht nur im Sport. Die Sportpraxis braucht die Wissenschaft, um zunächst einmal die richtigen Fragen zu stellen. Das heißt: Mit was sollen wir uns überhaupt beschäftigen? Man kann als Verein, als Verband oder als Sportler keine Lösungen finden, wenn man die Fragestellung nicht richtig definiert, zum Beispiel zur Weiterentwicklung von Bewegung oder Training. Zweitens verändert sich Wissen permanent. Wenn ich heute noch auf Trainingskonzepte der 1970er oder 1980er Jahre zurückgreifen würde, dann würde ich übersehen, dass sich Vieles verändert hat. Das Gleiche gilt für die Bewegungswissenschaft, den Gesundheitssport, die Biomechanik oder die Psychologie. Das Dritte ist, den Stand des Wissens gemeinsam mit der Praxis auf die Anwendungsbereiche zu übertragen.

Herr Woll, in welchen Bereichen des Sports forscht die Wissenschaft hauptsächlich?

Woll: Früher war die Sportwissenschaft getrieben durch den Spitzensport. Heute aber ist der Sport in seiner ganzen Vielfalt Gegenstand der Forschung, inhaltlich gibt es also viele Anknüpfungspunkte zur Praxis. Die Sportwissenschaft hat sich enorm ausdifferenziert, wovon auch der organisierte Sport in den Vereinen und Verbänden profitieren kann. Er tut es meiner Meinung nach aber viel zu selten.

Sehen Sie das auch so, Herr Thiel?

Thiel: Ja. Ein gutes Beispiel dafür sind Fitnesskurse in den Vereinen für Menschen jenseits der 50. Es ist einfach nicht gut, sie mit dem Titel „Ü50“ zu überschreiben. Dann tut man so, als sei das eine homogene Altersgruppe. Das ist aber nicht so. Wir wissen aus der Wissenschaft, dass sich die Leute sehr unterscheiden in ihrem psychologischen Alter, in ihrem sozialen Alter, ihrem Lebensstil und sogar in ihrem biologischen Alter. Der eine kleidet sich jugendlich, ist noch topfit und will ein anspruchsvolles Fitnesstraining, der andere hat bereits körperliche Beschwerden und will es eher behutsam angehen lassen. Dieses Wissen kommt aber nicht immer in den Vereinen an. Sie finden diese mit „Ü50“ überschriebenen Angebote nach wie vor sehr häufig, obwohl das weder der Differenziertheit der Gruppe gerecht wird, noch etwas über den Inhalt der Angebote aussagt.

Hier funktioniert also offenbar der Transfer von der Theorie in die Praxis nicht richtig.

Woll: Ja, aber nicht nur bei den Konzepten für Kursangebote. Das ist generell ein Problem. Die Vernetzung von Wissenschaft und Praxis ist im Sport nicht gut, weil sie nicht systematisch organisiert ist. Eine Zusammenarbeit gibt es meistens nur dann, wenn sich die handelnden Personen auf beiden Seiten zufällig persönlich gut kennen. Oder es sind Einzelfälle wie beim Deutschen Turner-Bund im Gesundheitssport. Dieser Verband will die Teilnehmer an seinen Gesundheitssportangeboten in die Lage versetzen, dass sie ihre Kurse mit den Krankenkassen abrechnen können. Da geht es also um die Finanzierung. Nichtsdestotrotz wird es in allen Bereichen des organisierten Sports eine große Zukunftsfrage sein, wie man die Qualität verbessern und Programme mit mehr Evidenz absichern kann. Da ist die Kooperation mit der Wissenschaft sehr wichtig.

Wie ließe sich der Wissenstransfer in die Praxis besser organisieren?

Woll: Das Problem ist, dass es nur wenige Anreizstrukturen gibt, die den Transfer befördern würden. Bei ökonomischen Fragestellungen ist es zum Beispiel üblich, dass Unternehmen oder Wirtschaftsverbände Drittmittel zur Verfügung stellen, um Forschungsprojekte zu finanzieren. Im Sport gibt es aber kaum Forschungsförderung durch die Verbände.

Andererseits gibt es an deutschen Hochschulen mehrere Dutzend sportwissenschaftliche Institute. Entsteht dort nicht ausreichend Wissen, das der Sport nutzen könnte?

Thiel: Doch, aber er tut es viel zu selten. Und bis er es mal tut, ist die Wissenschaft häufig schon drei Schritte weiter. Nehmen Sie das Beispiel Bewegungsmangel. Die medizinische Forschung weiß schon lange, dass fehlende Bewegung langfristig ähnlich fatale gesundheitliche Wirkungen wie das Rauchen hat. Im öffentlichen Raum ist diese Erkenntnis aber erst in den letzten Jahren verbreitet worden. Da ist die zeitliche Diskrepanz viel zu groß. Mit diesem Problem muss sich die Praxis auseinandersetzen.

Woll: Auch an den wissenschaftlichen Instituten in Baden-Württemberg werden genügend Fragen bearbeitet, die für die Entwicklung des organisierten Sports im Südwesten relevant wären, von der Sportpädagogik bis hin zur Trainingswissenschaft. Die wurden aber nicht systematisch gesammelt und dokumentiert, geschweige denn in die entsprechenden Strukturen der Verbände gebracht. Da fehlt es am systematischen Wissenstransfer.

Thiel: Wobei der WLSB immerhin schon das Wissenschaftsforum, das ich leite, ins Leben gerufen hat und sich auf diesem Weg bemüht, den Transfer von der Forschung in die Praxis zu erleichtern. Ansonsten halten die Verbände da viel zu viel Abstand zu den Universitäten, da müsste eigentlich viel mehr passieren.

Woll: Im Profisport passiert das ja schon. Besonders im Profifußball, weil dort die finanziellen Ressourcen und der Innovationsdruck größer sind. So hat etwa der Bundesligist 1899 Hoffenheim eine eigene Abteilung, die sich um wissenschaftliche Fragen kümmert. Auch der Deutsche Fußball-Bund engagiert sich auf diesem Gebiet. Solche Entwicklungen gehen zunächst immer von den „Big Playern“ aus, erst danach sickern sie quasi zu anderen Organisationen durch.

Aber müsste nicht auch die Sportwissenschaft selbst ohne ökonomische Anreize mehr dafür tun, dass ihre Erkenntnisse schneller in die Praxis ankommen?

Thiel: Ja, das kann man so sehen. Mit der Exzellenzorientierung der Wissenschaft sind zwar die Erwartungen an einen Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse gestiegen. Aber Wissenschaftler stehen hier vor einem Dilemma. Die grundsätzliche Bereitschaft, die Praxis zu beraten, ist da. Gleichzeitig werden sich – so muss man selbstkritisch sagen – Wissenschaftler bei ihrer Arbeit vor allem darauf konzentrieren, mehr qualitativ hochwertige Publikationen zu produzieren, weil sie damit international in der Scientific Community presenter sind und auch in der eigenen Universität mehr Anerkennung erhalten. Auch in der Sportwissenschaft ist der Kontakt zur Praxis in den letzten Jahren ja eher gewachsen als gesunken. Aber bei der Anwendungsumsetzung mangelt es eben.

Um auf den Fußball zurückzukommen: Was sind weitere Bereiche, in denen die Wissenschaft der Sportpraxis helfen kann?

Thiel: In jedem Bereich, von der Sportmedizin bis hin zum Sportunterricht in der Schule. Gerade für die Schulen sind wissenschaftliche Erkenntnisse wichtig. Die Lehrerseminare versuchen auch, dieses theoretische Wissen praktisch umzusetzen. Allerdings gehören da auch die Eltern mit ins Boot und vor allem die Politik. Die sehen den Sportunterricht immer noch als Kompensationsinstanz für Bewegungsmangel und nicht als anspruchsvolles Bildungsfach. Die Politik orientiert sich hier viel zu wenig an der Wissenschaft.

Woll: Die Sportlehrer werden an den Hochschulen so ausgebildet, dass sie auch die Theorie lehren können. In den Gymnasien funktioniert das auch ganz gut. Aber gerade in den Grundschulen gibt es zu wenige Sportlehrer, dafür viele Fachfremde, denen schlichtweg die theoretische Kompetenz fehlt. Da ist die politische Steuerung nicht gut.

Thiel: Das sehe ich genauso. In der früheren Sowjetunion haben die Fachleute immer gesagt: Die besten Trainer müssen mit den Jüngsten arbeiten, denn dort werden die Grundlagen gelegt. Das müsste eigentlich auch für unsere Schulen gelten. Stattdessen lassen wir in den Grundschulen Leute auf die Kinder los, die von Sportwissenschaft null Ahnung haben.

Woll: Genau. Wenn jemand auf einmal Kochen oder Ähnliches unterrichten müsste, wäre dafür aber nicht qualifiziert, würde man das nicht akzeptieren. Das ist das Merkwürdige: Beim Sport tut man es.

Bei Ihnen am KIT Karlsruhe gibt es das Forschungszentrum für den Schulsport. Werden Sie nicht gehört?

Woll: Das Institut ist einmalig in der Bundesrepublik. Unsere Projekte machen wir aktuell aber vor allem in Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Hessen, in Baden-Württemberg läuft noch wenig. Da nutzt der Schulsport eine Struktur, die es im Land gibt, nicht so, wie es möglich wäre. Insbesondere für die Analyse von Bildungsleistungen des Schulsports und dessen Qualitätsentwicklung bestehen hier Potentiale.

Mal ganz praktisch gefragt: Wie ist denn der Kontakt Ihres Instituts und Ihrer Studierenden mit dem organisierten Sport?

Woll: Die Vereine und Verbände werfen der Wissenschaft oft vor, dass sie sich von der Praxis eher entfernt. Aber an unserem Institut haben neun von zehn Studenten eine Lizenz, ob als Übungsleiter, Jugendbetreuer oder Vereinsmanager. Und mehr als ein Drittel unserer Mitarbeiter hat Funktionen in Vereinen oder Verbänden.

Thiel: Auch bei uns in Tübingen gehen viele Absolventen nach ihrem Studium in die Praxis. Die könnten später als Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Praxis fungieren. Das muss dann aber auch gefördert werden. Hier ist besonders die Politik gefragt. Als Bildungsbereich wird Sport und Bewegung aber leider absolut unterschätzt, in der Schule müsste es eigentlich ein Hauptfach sein. Offenbar funktioniert da in anderen Bereichen wie der Pharmaindustrie oder auch in der Ärzteschaft der Lobbyismus besser.

Das Gespräch führte Matthias Jung